



Leseprobe

Franka Frei
Krötensex
Roman

»Frei schreibt in authentischem Ton über eine junge Frau auf der Suche nach sich selbst.« *Freundin*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,99 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 08. März 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Weder verliebt, noch in Berlin

Amerika. So heißt das Kaff in der ostdeutschen Provinz, in das es Frieda verschlägt, um ihr Studium zu beenden. Selbst schuld, wer das Kleingedruckte in der Studienordnung nicht liest. Leider passt dieses Provinzloch so gar nicht zu Friedas life goal: vegane, Adorno zitierende Weltverbessererin sein, die um die Welt trumpt und ihren shit together hat – wie Freia, Friedas perfekte Zwillingsschwester. Mühelos attraktiv sein wie Freia, das ist die Devise! Sonst wird's zu viel. Und zu viel ist Frieda eh schon: zu laut, zu groß, zu viel Make-up. Immer und überall. Ob sich am Ende trotzdem body positivity und ein lebenslaughtaugliches Praktikum finden lassen?

»Ein wahnwitziges Buch. So federleicht wie Franka schreiben nur die, denen das Leben noch nicht dazwischen gekommen ist.« Caroline Rosales



Autor

Franka Frei

Franka Frei, 1995 in Köln geboren und in Salzburg aufgewachsen, studierte Angewandte Medien und Gender Studies, machte tausend Praktika und meditiert mittlerweile fast genauso viel wie sie auf Instagram abhängt. Auf das unerwartete Viralgehen ihrer Bachelorarbeit folgte im Frühjahr 2020 ihr Sachbuch »Periode ist politisch. Ein Manifest gegen das Menstruationstabu.« Neben ihrem menstruationsaktivistischen Engagement arbeitet sie als freie Journalistin, hält Vorträge an Universitäten

Für Fritzi, Leoni und Laura. Ich liebe euch.

Vorwort

Krötensex ist ein Herzensprojekt, das mich seit Jahren begleitet. Kaum zu glauben, dass du es gerade in deinen Händen hältst. Puh.

Die Story von Frieda, ihren Gedanken, Ängsten und goals liegt nämlich schon seit 2016 auf meinem Schreibtisch und macht mich fertig. Phasenweise verschwand das Manuskript in Schubladen oder irgendwelchen Cloudordnern, faulte vor sich hin wie ein vergessener Joghurt und entwickelte irgendwann ein Eigenleben. Insbesondere die Figuren wirkten immer wieder so, als hätten sie ohne mich weitergemacht. Nach längeren Schreibpausen waren sie immer wieder aus ihrer Rolle herausgewachsen und mussten neu erfunden werden. So haben sich auch viele verschiedene Enden ergeben – aber keine Angst, so meta und innovativ bin ich dann doch wieder nicht. Es ist bei einem Ende geblieben (und sorry, no more spoiler an dieser Stelle).

Wenn wir ehrlich sind: Das Einzige, was sich an *Krötensex* nie verändert hat, ist ... *Krötensex*. Der Titel beschreibt ein Gefühl, das ich nur zu gut kenne: zu viel sein. Körperlich wie gedanklich. Immer und ständig mit allem zu viel – und dabei paradoxerweise nie genug.

Krötensex erzählt eine Entwicklung. Die von Frieda, und wenn wir mal ganz ehrlich sind, auch ein Stück weit meine. In Wahrheit war es natürlich nicht nur der Text, der sich über die Zeit verändert hat, sondern auch ich, die ich mit jedem Tag daraus herausgewachsen bin. Rückblickend betrachtet ist das ziemlich beruhigend, aber im Entstehungsprozess stieß ich oft gegen Wände. Das Endergebnis ist der Versuch, allen alten und neuen Ichs eine Stimme zu geben, um entdecken zu können, dass das Alte das Neue braucht und umgekehrt. Aber natürlich ist die folgende Geschichte mit jedem Buchstaben vollkommen frei erfunden. Sollten Parallelen zu meinem Leben erkennbar scheinen, ist das nichts weiter als Zufall.

Zugegeben, die Idee, mit der Veröffentlichung einfach zu warten, bis ich tot bin und mich nicht mehr dafür verantworten muss, wirkte oft sehr verlockend, ist aber in Anbetracht des Textes dann doch zu sehr Kafka und zu wenig Frei (und wie sagen die Leute in den Meditations-Tutorials immer: »Lass. Los.«).

Das Buch nun wirklich schwarz auf weiß gedruckt in den Händen zu halten fühlt sich in seiner Endgültigkeit merkwürdig an. Denn *Krötensex* wird für mich wahrscheinlich nie zu Ende erzählt sein.

1.

Amerika also. In diesem Kaff waren wir nun für ein Semester zu Hause.

Keine Menschenseele auf den abendlichen Straßen.

Entlang der spärlich beleuchteten Herbstalleen nur vereinzelt Häuser, die einen bewohnten Eindruck machten.

Die Adresse führte uns zu einer alten Stadtvilla auf einem Hügel. Hinter einem Eisengitter das efeubewachsene Haus. Punkt 20 Uhr. Miro zog die Handbremse fest.

»Oh Scheiße, ich muss echt mal für kleine Königstiger!« In seinen fleckigen Jogginghosen und der Basecap mit der Aufschrift »Bronx« machte er ohnehin nicht den besten Eindruck. Jeden Moment würde Herr Zankzahn auftauchen und uns die Schlüssel überreichen. Also verbot ich meinem Mitbewohner, in den Vorgarten der Villa zu pinkeln.

»Das ist doch wie in einem schlechten Film.« Kenny schnaubte kleine Wölkchen aus Panik und Raucherlunge in die Luft. »Hier bleib ich kein Semester. Hier bleib ich keinen einzigen Tag.« Eilig fummelte er sich einen Filter aus seiner hippen Bauchtasche in den Mund. Seine Finger zitterten empört. Stimmt, dachte ich. Was ein schlechter Film. Drei Berliner Hipsterkids in der sächsischen Einöde. Von wegen große Freiheit. Amerika war ein kleines Provinzloch. Zweifelsfrei hatte sich die GmbH,

die uns das Studium an der »International School Of Business« verkauft hatte, im Vertrag bewusst äußerst vage ausgedrückt, als es um das Pflichtsemester in »Amerika« ging. Die genauere Ortsbezeichnung »Landkreis Mittelsachsen« auf Seite sechs war mir erst aufgefallen, als das Geld schon unwiderrufflich auf dem Konto der privaten Institution gelandet war. Ätschbätsch, rein gefallen. Jetzt war es zu spät.

In der Ferne hörte man eine Eule. Oder war es eine Nachtigall? Ich hatte keine Ahnung. Unser Atem war in der dunklen Nacht nicht vom Zigarettenqualm zu unterscheiden. Einige unheimliche Momente vergingen. Miro seufzte.

»Wann kommt der Kerl denn? In der Zeit hätte ich ja zehnmal pissen gehen können! Außerdem frieren meine Klöten gleich ab.«

»Ich ruf mal an.« Mit eingefrorenen Fingern fischte ich in der Jackentasche nach meinem Handy, da vibrierte es bereits.

»Guten Tag, Herr Zankzahn, wie geht es Ihnen?« Pipifreundlich wie immer, ließ ich unsere akute Pinkelnot und das Klötenklirren erst mal unerwähnt.

»Fräulein Flieker? Ja, wärum gömm se denn nisch rein?«

Plötzlich bewegte sich im ersten Stock etwas am Fenster. Der alte Spion drückte sich bereits hinter der Gardine rum und beobachtete uns mit grimmiger Miene.

Miro wisperte ängstlich unter seiner Kappe hervor. »Würde mich nicht wundern, wenn der bei irgendeiner Stasi-Organisation im Vorstand war.« Im selben Moment öffnete der streng aussehende ältere Herr mit Strickjoppe und bedrohlich gezwirbeltem Schnurrbart die imposante Eingangstür. Ich entdeckte eine Überwachungskamera. Gut, dass Miro hier nicht hingepinkelt hatte.

Herr Zankzahn wirkte nicht gerade wie ein Mitglied des dörflichen Kuschelvereins.

»Na denn, fölgense mia.«

Die Altherren-Pantoffeln stapften bis in den obersten Stock. Im Treppenhaus lagen Deko-Kürbisse.

»Gömmse rauf. Hier is des Zimmöa vom Ivööh.« Schnauwendend öffnete der übellaunige Onkel eine kleine Tür, auf der drei farbenfrohe Holzlettern vom ehemaligen Bewohner zeugten: *Ivo*. Dahinter verbarg sich eine steile Wendeltreppe. Miro und ich wechselten vielsagende Blicke. Der Dachboden war klein und staubig. Auf der Erde lagen zwei kleine und eine große Matratze.

»Zu dritt is eng. Öba das wissense ja selbor.«

Wie abgemacht überreichte ich dem grimmigen Hausherrn die Miete und Kautions in bar.

Die Summe, die auf der dubiosen Vermittlungsseite durch Begriffe wie »Loft«, »gemütlich« und »Erholung pur« legitimiert wurde, wirkte auf einmal viel zu hochgegriffen. Aber ein Zurück gab es nicht. Wir hatten uns die Kacke selbst eingebrockt. Wer war denn auch so blöd und las das Kleingedruckte nicht?

»Ach ja, und nüscht is mit Rauchen. Weil isch hab schon gesehen, dass mindestens einer von Ihnen Raucha is!«

Herr Zankzahn schien mit naiven Großstadtkids wie uns Erfahrung zu haben. Der alte Geheimagent zeigte noch einmal mit ausgestrecktem Oberlehrerfinger auf Miro, bevor er die kleine Treppe hinabstieg.

Kenny zündete sich bereits unbehelligt eine Kippe am kleinen Dachfenster an. »Das ist doch Betrug!«

Mit einer Mischung aus Unglauben und Verachtung schnaubte er Rauch in die Wohnung.

»Na ja.« Schulterzuckend zog ich auf meinem Smartphone eine Landkarte in die Größe. »Das Kaff heißt wirklich so. Guck, hier. Hat sogar einen Bahnhof.«

»Digga. Solange wir am Ende hier 'ne Bachelorurkunde bekommen, ist mir das scheißegal.« Miro ließ sich mit einem ironischen Grinsen auf eine der Matratzen plumpsen. »Und wer weiß, ob nicht doch irgendein Steve Jobs hier studiert hat!«

»Oder ein Karl Marx«, warf ich ein. Chemnitz war ja nicht weit. Leider fiel mir spontan keine weibliche Ökonomin ein, die gesellschaftskritische Abhandlungen verfasst hatte. Nicht, dass ich besonders viele kluge Bücher gelesen hatte – auf meiner imaginären Liste standen Werke wie »Das andere Geschlecht« von Simone de Beauvoir schon lange –, aber mit Feminismus und warum er wichtig war, hatte ich mich immerhin schon mal beschäftigt. Und um hin und wieder etwas von mir zu geben, was klug klang, reichte es meistens aus, einfach nur die Namen zu nennen.

Miro beeindruckte mein Name-Dropping nicht. »Simone de Beauvoir? War das nicht die Alte von Sartre?«

»War Satre nicht der Alte von ihr?«

»Hä?«

»Oh Gott ...« Kenny lugte beängstigt aus dem Fenster. »Meint ihr, die sprechen hier alle so fucking weirdes Deutsch?«

»Das wäre echt awkward!« Möglichst unironisch lehnte ich mich an die Küchenzeile aus weißem Allzwecklaminat. »Sollten alle mal anständiges Deutsch lernen.«

Miro grinste. »Vielleicht gibt es ja 'nen Laden, wo man Bier trinken kann!«

»No chance«, lästerte Kenny abfällig. Mit spitzen Fingern schnippte er sich einen glühenden Aschekrümel vom farbenfrohen Vintagehemd.

»Ich geb mir hier sicher keinen Stammtisch!« Hektisch fingerte er eine kleine Plastiktüte aus seiner Bauchtasche hervor. »Dann lieber 'nen Gemütlichen mit 'nem Tütelchen.«

Fragend richtete sich Miro an mich. »Und du? Erst mal was trinken auf den Schreck?«

»Mhh.« Nachdenklich kratzte ich mich am Kopf. »Also, eigentlich ... wollte ich die Zeit hier nutzen, um mal 'n bisschen zu detoxen ... Eigentlich.«

Wenig später streunten Miro und ich durch die verlassene Ortschaft. Tatsächlich vernahmen wir irgendwann in Uni-Nähe ganz leichte Basswellen. Eindeutig eine Party.

Am Rande eines Walds wurden wir fündig. »Studentenklub« stand auf dem kleinen Häuschen.

Bingo. Menschen. In unserem Alter. Und Bier. Für einen Euro. Neben der Dartscheibe lockten zwei Barhocker mit billigen Sitzpolstern.

Abwechselnd gaben wir eine Runde aus.

Als Miro nach wenigen Minuten Nachschub an der Bar holte, hockte ich keine zwanzig Sekunden alleine rum. Eine Gestalt näherte sich zögerlich.

»Naaar? So 'ne nedde Dame, ganz alläin?« Ich fühlte mich wie ein unabgeschlossenes Fahrrad.

»Na ja, eigentlich bekomme ich gerade neues Bier geliefert!« Warum war ein Mann, der alleine umherzog, ein einsamer Wolf und eine Frau einfach nur unbegleitet?

Höflich erwiderte ich das Grinsen des großen, bärtigen Menschen. Hoffentlich machte er sich jetzt keine Hoffnungen, in irgendeiner Form bei mir zu landen. Besetzt, wollte ich mir auf die Stirn schreiben. Als wäre ich eine Toilette.

»Mein Kumpel kommt gleich wieder.«

Fasziniert musterte ich die beachtlich buschigen Augenbrauen des Fremden. In ihnen hätte ein ganzer Ameisenschwarm Platz gehabt. Oder war ich doch nur zu voreingenommen? Vielleicht war er nett. Und mit ein paar Einheimischen zu connecten konnte doch nur von Vorteil sein.

Betont kumpelhaft klopfte ich ihm auf die Schulter. »Aber falls du willst, setz dich gern zu uns. Ich bin übrigens Frieda!«

Zwei Stunden später lagen wir uns alle total besoffen in den Armen. Alkohol verbündet eben. Ein Glück. Denn zwischenzeitlich hatte ich mir wirklich Sorgen um meinen Bronx-Gangster gemacht.

Zwar war der Nerd ihm gegenüber zunächst gar nicht so unfreundlich gewesen. Doch dann hatte Miro angefangen, mit ihm auf Sächsisch zu sprechen. Beziehungsweise hatte es versucht. Der angehende Master der angewandten Mathematik fand Miros Bemühungen, mit den Einheimischen auf Du und Du zu kommunizieren, ganz und gar nicht schmeichelhaft.

»Digga, nimm das nicht so persönlich. Ich find das megasymphatisch, wie ihr sprecht. Wenn ich Bayerisch rede, klingt das auch so, als würde mein IQ schlagartig um 100 Punkte sinken.«

Nach einigen Beinaheeskalationsmomenten, in denen ich schon vor mir sah, wie der grummelige Riese uns beide mühe-los einmal durch den Laden warf, nippte ich beruhigt an meinem Bier. Mittlerweile stießen die beiden Jungs lallend und wiederholt auf ihre neue Männerfreundschaft an. Es war zu laut, sie zu verstehen. Aber sicherlich waren sie in eine sehr feingeistige Konversation vertieft.

Währenddessen wurde ich umzingelt von noch mehr Nerds, die um meine Aufmerksamkeit buhlten.

»Isch bin dea Dömas! Isch bin Technigga am Institut für Lääsarteschnig«, erzählte mir einer, während ein anderer sich bereits zwischen uns drängte. »Und isch bin döa Niggglas. Isch bin Infommatiggaar!«

Mein Fanklub feierte mich, versorgte mich mit Getränken und ließ mich im Dart gewinnen.

Ich hatte den besten Abend meines Lebens. Es war ganz anders als in Berlin. Da wurde ich kaum eines Blickes gewürdigt. Geschweige denn so ikonenhaft verehrt!

»Sö 'ne nedde Dame hamwa nisch alle Dage hia im Studenteklubb.« – »Asö! Ja, da haste rescht! Und east rescht nüsch mid so 'nar Öbbaweide.«

Wie bitte? Unauffällig zupfte ich an meinem Dekolleté.

Das war wohl für sächsische Dorfverhältnisse etwas zu einladend. Hätte ich mir mal lieber den Rollkragen angezogen, wie man es mir beigebracht hatte, um »keine Signale zu senden«.

Die Menge von offensichtlich sexuell unteraktiven Langhaargenies um mich herum wirkte plötzlich leicht bedrohlich. In einer unauffälligen Halbumdrehung versuchte ich mich aus dem Kreis interessierter Dudes herauszuwinden. Ohne großen Erfolg.

Wo war denn Miro?

Der gruselige Pferdeschwanz und er waren verschwunden. Besorgt schielte ich in Richtung Ausgang.

»Wo willst du denn hin, Frieda? Hamwa disch verschreggt?«

Dömas und Niggglas bildeten einen Wall auf dem Fluchtweg.

Plötzlich wurde ich von hinten angetippt. Ich fuhr herum – und hatte ein bekanntes Gesicht aus Berlin vor mir. Das war

Jens! Ein Kommilitone aus Berlin. Nie hatte ich mich so gefreut, ihn zu sehen.

»Alter, was machst du denn hier?« Spontan fiel ich ihm in die Arme.

»Na du?« Er setzte ein altkluges Lächeln auf. Seine nach hinten gekämmten Malfoy-Haare erinnerten mich an Aale. »Was ich hier mache? Wir sitzen doch alle im selben Boot!«

»Bachelor Of International Business ...« Ich malte Führungszeichen in die Luft. »Damit haben uns die geldgierigen Schweine von der Privatuni gelockt wie Mephisto den Faust.« Irgendwie war es leichter, die Schuld auf die dubiose GmbH zu schieben, als mich selbst für meine missliche Lage verantwortlich zu machen. Wer war denn auch so blöd und unterschrieb vorschnell irgendwelche Sachen, die Glück, Anerkennung und eine rosige Zukunft versprochen?

Jens gönnte mir einen Blick auf seine kleinen Zähne. »Das heißt, wir haben unsere Seele verkauft?«

»Jap.« Angespannt nahm ich einen großen Schluck. »Und die fünfundzwanzig Riesen sehen wir auch nie wieder.«

Das Geld würde ich schon irgendwann wieder zurückzahlen können. War es eine richtige Entscheidung gewesen, meinen Minijob als Promo-Girl bei einem Boulevard-Blättchen mit dem Beginn des neuen Semesters zu kündigen?

Während Jens in seinem peinlich genau gebügelten Hemd dem Barkeeper mit einer besonders lockeren Bierzapf-Handbewegung zu verstehen gab, dass er erstens cool war und zweitens Nachschub wollte, fielen mir seine Bootsschuhe in den Blick. Vielleicht doch lieber mit den Locals anfreunden. Nachdenklich guckte ich mich um. Meine sächsischen Spontanverehrer hatten einen Kreis aus bebrillter Neugierde um uns gebildet. Die hatten

alle irgendwas »Richtiges« studiert, dachte ich. Das waren Ingenieure und Läsarteschnigga. Und nicht so private Businessfuzzis wie wir.

Jens drehte sich wieder zu mir. »Kann man dir denn eventuell dabei helfen, deinen achseneigenen Bewegungsfreiraum ein wenig auszuweiten?« Ein paar Spucketröpfchen landeten in meinem Gesicht, die ich möglichst unauffällig mit meinem Handrücken beseitigte. Ich zuckte mit den Schultern. Dass ich das Rampenlicht des örtlichen Computerklubs durchaus genoss, solange sie auf Sicherheitsabstand blieben, konnte ich wohl schlecht erklären.

Jens ließ es sich nicht nehmen, vor allen Eastpack-Schulranzen den großen Macker zu markieren und sich so aufzuspielen, als sei er mein Freund. Hatte er wohl in irgendeiner Dorfdisco so gelernt. Währenddessen drehte ich mir betont unbeeindruckt eine Zigarette.

Unweigerlich erinnerte ich mich an die Uni-Weihnachtsfeier vor zwei Jahren, bei der Jens nach dem achten Glühwein an mir geklebt hatte wie eine Nacktschnecke auf einer feuchten Waldwiese. Hatten wir geknutscht?

Nee.

Ganz klar.

Oder?

Meinem angedüdelten Vergangenheits-Ich traute ich einiges zu. Meiner Fähigkeit, Dinge zu verdrängen, erst recht. Jens nahm einen Schluck von seinem Bier und verlagerte das Gewicht ganz cool auf einen Fuß, während er den anderen auf meinem Barhocker abstellte.

»Und? Was tut sich so im Leben, Frieda? Wie läuft's mit deinem Mediendings? Willst du immer noch Journalistin werden?«

»Ach so, ... ja läuft!« Obwohl ich doch eigentlich gar kein In-

teresse daran hatte, Jens zu beeindrucken, ertappte ich mich dabei, Jens beeindrucken zu wollen. »Ich arbeite im Moment bei einer Zeitung. Du weißt schon, tagesaktuelles Geschehen, Nachrichten, Politik ...« Was sich anhörte, als hätte ich eine relevante Position bei der täglichen Verteidigung demokratischer Werte, war in Wirklichkeit schlecht bezahltes Rumstehen auf dem Kuddamm, bei dem ich ahnungslosen Menschen gegen ihren Willen verhängnisvolle Abos aufschwatzte. Mein Chef nannte mich am liebsten »Püppchen« und »Mäuschen«, und auf Seite sechs rekelte sich immer eine nackte Frau. »Aber vielleicht bin ich bald an was Größerem dran. Dokus, Reportagen, Marietta Slomka, Dunja Hayali, Gundula Gause, so was in die Richtung.«

Neckisch hob Jens eine Augenbraue. »Ich mache Accounting für ein Sportmagazin.«

»Hört sich furchtbar an!«, brüllte ich durch den Lärm, was Jens glücklicherweise nicht allzu persönlich nahm. Die Musik – offenbar eine Classic Rock Playlist von Spotify – war plötzlich viel lauter geworden. »It’s my life! It’s now or never!«, dröhnte es aus den Boxen über uns und durch die Münder um uns herum. »I ain’t gonna live forever!« Die Party lief mehr und mehr auf Hochtouren. »Und wo fristet ihr die nächsten Monate euer Dasein?!«

»Meine Jungs und ich sind in Elend!«

»In Elend?!«

Jens kam immer näher an mein Ohr.

»Ja! Morgen gibt es Kuttelflecksuppe!«

Vor Schreck verschluckte ich mich fast an meinem Ein-Euro-Bier. »Was ist das denn?! Typisch deutsch?!« Die letzten Jahre in Berlin hatte ich doch nur Falafel, Sushi und Pho gegessen. Ob mein empfindlicher Magen das vertragen würde? »Vielleicht

wird Amerika ja doch noch unseren Horizont erweitern!« Jens verstand nicht.

Kurz darauf grölten wir »Take me down to the paradise city. Where the grass is green and the girls are pretty. Take me home! Oh won't you please take me home!«, was die Situation spürbar verbesserte.

Irgendwann stand Miro wieder auf der Matte. Seine Nase war noch ganz. Don't stop believing! »Bester Song!« Vor Freude schmiss ich die nächste Runde Ein-Euro-Bier. Miro legte drei Tequila drauf. Jens eine Runde Kräuterschnaps.

Irgendwann lallte er nur noch. So wie wir alle.

»Frieda.« Sein feuchtes Sprechorgan näherte sich meinem Ohr, das ich gerne zugehalten hätte. »Kann ich dich mal draußen sprechen?«

»Klar, was ist denn los?«

Vor der Tür machte Jens vor dem kleinen Holzhäuschen halt und bot mir eine Zigarette an. Ganz sicher rauchte er nur, um cool auszusehen. Wie alle, wenn wir mal ehrlich waren. Möglichst lässig stieß ich den Rauch zwischen den Zähnen hervor. »Was gibt's?«

»Ich wollte dich das eigentlich schon längst fragen. Jetzt bin ich besoffen und werde es wahrscheinlich morgen bereuen ... aber ...«

Fasziniert beobachtete ich sein innerliches Ringen, zwischen dem Versuch, möglichst schlagfertig rüberzukommen, und dem gleichzeitigen Unterdrücken seiner Unsicherheit. Durch den erhöhten Bierkonsum schienen beide Seiten in ein ungeplantes Ungleichgewicht geraten zu sein.

»Also, ich wollte dich fragen, ob wir uns mal treffen wollen. Also 'nen Kaffee trinken gehen oder 'n Bier. Also, wir haben ja

heute Bier getrunken, aber ich meine so halt mal, wann anders und woanders und so.«

Sein Auge zuckte nervös. Nein, wir hatten nicht geknutscht, jetzt war ich mir ganz sicher.

»Woanders? Glaube, hier gibt es nicht so viele Alternativen.«

Gelassen zog ich an meiner Kippe. Plötzlich überkam mich ein bieriger Rülps. Scheiße, ich hatte zu viel getrunken. In derselben Sekunde schwang die Tür des Studentenklubs auf, und jemand kotzte eine schaumige Biersuppe neben eine karge Topfpflanze auf der Terrasse.

Miro torkelte hinterher, klopfte dem würgenden Läasartesch-nigga kumpelhaft auf den Rücken und zückte den Gelbeutel. »Abartig! Den Zwanni hast du dir hart verdient, Bruder.«

Erinnerungen an meine Dorfjugend kamen hoch. »Miro!« Zielstrebig packte ich ihn am Jackenzipfel. »Wir müssen jetzt echt gehen. Ein Bier noch und du kannst mir die Haare halten.«

»Wäre ja nicht das erste Mal, Engelchen. Aber klar. Let's fetz. Ich bring dich nach Hause.«

Miro exte sein Bier.

Eiligen Schrittes schlängelte ich mich an den Nerds vorbei, um meine Jacke zu holen. Bye-bye, Miss American Pie. Das Är-meleinlochen gelang mir – nicht ganz so cool – erst beim dritten Anlauf.

»Tschüss, ihr Lieben!«, rief ich unverbindlich sowohl ihnen als auch dem kotzenden Kerl als auch Jens zu, der immer noch wie angewurzelt vor einem Regenfass stand und auf seine Bootschu-
huhe glotzte. Meine Beine waren schwer wie Blei. Mein Kopf auch. Ich freute mich aufs Bett. Pardon, auf die dörfliche Matratze.

Es regnete leicht, als Miro und ich den Hügel hinabtorkelten.

Die herbstlich nassen Baumschatten schwankten auf mich zu wie unheimliche Riesen. »Aldaa, bin ich voll wie zehn Burschenschaffdler. Kannst du mich nich trag'n?«

»Klar, Engelchen, spring auf.«

»Okay!« Keine Ahnung, was in mich fuhr. Aber plötzlich fühlte ich mich leicht wie Engelshaar und zart wie ein Dekoei.

Übermütig nahm ich Anlauf und besprang den kleinen Mann wie ein tollwütiger Oger einen schlafenden Esel.

Fernab von jeglicher damenhaften Zurückhaltung hängte ich mein ganzes Körpergewicht an Miros Rücken.

Angestoßen von dem wuchtigen Aufprall, trabte er mit mir los. Den Hang runter. Im Regen.

»Wuhuuuu, schneller!«, kreischte ich durch die Einöde.

Plötzlich schnetzelte es uns volle Kanne auf den Asphalt. Wie umgefallene Käfer lagen wir auf der nassen Straße. Nur wenige Meter von der Dorfkneipe entfernt. Übermütig gackernd zupfte ich mir ein Laubblatt aus den Haaren und klaubte meinen mir nicht mehr so ganz gehorchenden Körper von der Erde.

Miro blieb liegen. »Fuck, Alter, mein Bein!«

Ich streckte ihm meinen Arm hin.

Miro hüpfte auf einem Fuß, versuchte den anderen zu belasten. »Ey, mein Bein ist voll verdreht!«

»Ach was, papperlapapp!«

»Doch, Digga, tut unnormal weh.«

»Dann trag ich dich halt! Komm spring auf!«

Einbeinig hopste Miro auf mich zu und schaffte es nur halb auf die Höhe meines Rückens. Ein paar Meter galoppierten wir, dann warf er sich ab.

»Oh Scheiße, das ist echt nicht gut.« Auf allen vieren krab-

belte Miro auf den leeren, laubbedeckten Bürgersteig. »Ich ruf ein Taxi.«

Im schwachen Licht der wenigen Straßenlaternen zeichnete sich Nieselregen ab. Ich kratzte mich am Kopf. »Hast du schon vergessen, wo wir sind? Es sind gerade mal fünf Minuten zu Ivöös Matratzenlager. Los jetzt, bespring mich.« Betrunkener grobmotorisch klopfte ich mir auf den Rücken und scharrte mit den Füßen.

Tapfer biss Miro die Zähne zusammen und heftete sich nach einbeinigem Absprung an mich. Mit allen zehn Fingern krallte er sich in mein Hüftfleisch. Willig ritt ich los.

Aber nach nur drei Metern sah auch ich es ein: Wir schaffen es nicht.

Wie eine weich gekochte Nudel glitt Miro von mir ab und ließ sich auf den Asphalt fallen.

»Ich rufe jetzt ein Taxi!«

»Nee! Lass mal, ich habe 'ne Idee!«

Meine Idee hieß Jens.

Glücklicherweise hatte er mir seine Nummer bei besagter Uni-Weihnachtsfeier ins Handy getippt.

Er ging sofort ran. Nach weniger als zwei Minuten stand er vor uns, drückte mir seine halb volle Bierflasche in die Hand und checkte Miro's Bein fachmännisch – wie ein richtiger Sportarzt.

Miro musste das Knie anwinkeln, das Bein ausstrecken und versuchen, es zu belasten. Jens stellte sachkundig seine Diagnose – einen ganz ähnlichen Fall habe er beim letzten Spiel Ober-Erkenschwick gegen Ubbedissen miterlebt. Ganz klar, das Bein sei überdehnt.

Miro konnte sich gar nicht wehren, da hatte Jens ihn schon schon betont männlich über die Schulter geworfen und ihn den nächsten Hügel hinaufgetragen.

Unnütz trippelte ich hinterher. In mir kamen Schuldgefühle hoch.

»Stopp mal, Leute«, krächzte Miro.

Jens setzte den Patienten ab. Miro reiherte geräuschvoll gegen eine Zwergbirke.

»Abartig, ich hab solche Schmerzen.«

Besorgt friemelte ich an Jens' Bierflaschenetiket herum. »Meint ihr, hier fahren Krankenwägen?« Während Miro immer noch würgte, tippte Jens bereits pragmatisch auf seiner aufleuchtenden digitalen Uhr herum. »Du meinst Krankenwagen? Ich hab gerade einen per App bestellt. Cool, oder?« Schulterzuckend guckte ich auf mein Handy, das mir anbot, mich mit Jens zu verbinden. Lieber nicht, dachte ich. Mein Blick fiel auf die absurd hohe einstellige Zahl im oberen Bildschirm Drittel. Kurz nach sechs. Scheiße. In vier Stunden begann die Einführungsveranstaltung. Was ein super Start ins Semester.

Wenig später saßen wir auf dem Treppenabsatz der Villa und warteten auf den Notarzt. Miro rauchte schnell noch eine, dann wurde er mit Blaulicht abtransportiert.

Ein Krankenpfleger in Orange fragte mich, ob ich seine Freundin sei.

Jens schien das ebenfalls zu interessieren.

Als der Wagen weg war, standen wir zwei Zurückgebliebenen in der Morgendämmerung vor der Villa.

»Frieda«, hauchte Jens verlegen, »das ist mir jetzt wirklich etwas peinlich, aber mein Kumpel ist eben schon zurück nach Elend gefahren, als du angerufen hast. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause kommen soll ... Meinst du, es würde dich stören, wenn ich eventuell bei dir auf dem Sofa penne?« Pff, Sofa, dachte ich.

Kurz drauf lag der lange Lulatsch mit seinen blassen Beinen, die er bis zu den Boxershorts entblößt hatte, wie in stabiler Seitenlage am Matratzenende. Im Halbdunkel sah man die Gänsehaut zwischen den Muttermalen sprießen. Seine weißblonden Haarsträhnen schimmerten im fahlen Morgenlicht. Obwohl ich mich körperlich wirklich nicht zu ihm hingezogen fühlte, empfand ich so etwas wie Zuneigung. Ach, Jens.

Ohne lange zu überlegen, warf ich ihm einen herumliegenden Schlafsack zu und legte mich neben ihn.

Damit hatte er wohl nicht gerechnet. Stille.

»Frieda«, flüsterte er in den dunklen Raum. »Darf ich meinen Arm um dich legen?«

»Stell nicht so Kackfragen, Jens!«

Im nächsten Moment hörte ich ein Luftanhalten, spürte ein Zögern und letztlich eine Hand auf meiner Schulter – nicht fester als warmer Atem. Was soll's, dachte ich und ließ es geschehen. Solange er keine Anstalten machte, mir in irgendeiner Form mit seinen grabbeligen Fingern unter die Kleidung zu packen, war ja alles im grünen Bereich. Oder?

Jens' kleines Herz klopfte mir in den Rücken. Mich überkam ein belustigtes Gurren. War das alles bescheuert hier. Da wollte ich etwas aus mir machen, hatte alles in Bewegung gesetzt, um mit meinem schäbigen Abi an diese Businesshochschule zu kommen, einen Mörderkredit aufgenommen, um behaupten zu können, in Amerika studiert zu haben. Und jetzt lag ich mit einem Buchhaltungsmalfoy unter einer Decke. Irgendwo in der Pampa. Verdammt.

2.

Ich wachte auf und erschrak. Ach du Kacke.

Das war Jens, der da immer noch in Embryonalstellung neben mir lag.

Oh Gott, oh Gott, was war nur gestern passiert? Ein beiläufiger Blick ins Dachfenster spiegelte eine gruselige Gestalt. Mit leichtem Schwindel taperte ich in Richtung Bad, um mein zerknautschtes Gesicht von Mascara und verschmierten roten Flecken, die hoffentlich vor einigen Stunden noch als Lippenstift durchgegangen waren, zu befreien.

Schwungvoll platzte ich in das verwinkelte Badezimmer, wo Orangen- und Melissendüfte aus flackernden Kerzen strömten. Kunstvoll verteilte Rosenblätter verliehen dem Kämmerchen ein betörendes Ambiente. Kenny saß in der Badewanne und rauchte.

Bestimmt hatte er sich gerade einen runtergeholt.

»Oh sorry, mach fertig, ich komm gleich wieder!«

»Nein. Bleib hier! Setz dich! Ich war sowieso schon fertig.«

»Ach so.« Schwerfällig ließ ich mich auf den Klodeckel plumpsen und starrte stumm ins Leere.

Der Meerjungfraumann grinste neugierig. »Also. Was ist da los? Wo ist Miro, und warum siehst du aus wie ein nutziger Geist?«

Oh. Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht. Also über Miro.

Wie ein nuttiger Geist, oder das, was ich mir darunter vorstellte, sah ich leider des Öfteren mal aus. Bei dem Versuch, natürlich schön rüberzukommen, überschminkte ich mich jedes Mal aufs Neue hemmungslos.

»Miro ist ... im Krankenhaus«, stotterte ich.

»What?! Warum?« Kenny fiel vor Schreck die Kosmetiktube samt Glimmstängel ins Badewasser. »Hat ihn jemand verletzt?«

»Kann man so sagen ...«

Fassungslos über meine eigenen Worte, fixierte ich mein Spiegelbild. »Ich befürchte ... ich hab ihm das Bein gebrochen.«

»Ach du Scheiße!« Kenny verdeckte sein Grunzen mit der Handfläche.

Währenddessen nahm ich mir vor, bei meiner Hochzeit auf keinen Fall das Ding mit der Türschwelle mitzumachen. Das Hals-und-Beinbruch-Risiko war eindeutig zu hoch.

»Und warum ist Jens hier?« Ohne eine Antwort abzuwarten, war Kenny bereits damit beschäftigt, mit den Fingern nach dem ersoffenen Kippenstummel zu fischen. Instinktiv guckte ich die weiße Fliesenwand an, um ihm nicht zu nahe zu treten. Obwohl wir seit Beginn unseres Studiums in Berlin zusammenwohnten, hatten wir nie ein gewisses Level an Vertrautheit erreicht. Ich konnte nichts mit Kennys ständigem Bedürfnis, im Mittelpunkt zu stehen, anfangen und fühlte mich neben ihm und seinen coolen Berliner Hipsterfreunden uncool.

Er hatte ein Problem mit meiner direkten, extrovertierten Art und der Ungeduld, immer so vieles auf einmal zu machen. Vielleicht waren wir uns auch einfach zu ähnlich.

»Wir haben ihn in der Kneipe getroffen, es gab Bier für einen Euro. Und dann führte eins zum anderen.«

»Hast du?! Neben mir? Einfach so?«

»Was? Nein!«

»Besser so. Das hätte den Kleenen wahrscheinlich für immer traumatisiert!«

Beunruhigt hob ich eine Augenbraue. »Wie meinst du das?«

»Du bist wohl ... sagen wir ... ein paar Nummern zu groß für den.« Mit einem schelmischen Grinsen rieb er sich den Schaum von den tätowierten Armen. »Oh shit.« Mit einem wasserfallartigen Geräusch stieg Kenny aus der milchigen Seifensuppe. »Das Wasser fließt nicht richtig ab ... Die Bude ist ein einziger Ranz.«

Genau wie ich, dachte ich. Mit einem schweren Seufzen aus Bier- und Zigarettenpappfresse lehnte ich mich zurück, wobei ich aus Versehen die Klospülung betätigte.

Ein paar Nummern zu groß? War das ein Kompliment gewesen? Oder eine Anspielung auf meine Figur?

Mein Kopf pochte schmerzhaft, als ich mich aufrichtete, um mein Gesicht von den Spuren der letzten Nacht zu befreien. Das Make-up, das ich mir aus dem Gesicht waschen wollte, staute sich in einer braun-grauen Pfütze im Waschbecken. Als ich versuchte, den Matsch in kleinen, verdaulichen Schüben an den Abfluss zu verfüttern, machte das Rohr beängstigende Geräusche. Während Kenny in einem seidig weichen Bademantel mit einer frischen Fluppe im Mundwinkel aus dem Bad wieselte, vibrierte meine Hosentasche. Nachricht von Miro.

»Ich lieg immer noch in der Notaufnahme. Aber mach dir keine Sorgen, Engelchen. Ich schauke das hier schon! Geh schön in die Vorlesung und schreib für mich mit!«

Als unsere Truppe, bestehend aus Kenny, Jens und mir, kurz vor Vorlesungsbeginn den Hörsaal endlich gefunden hatte, waren

schon fast alle Plätze besetzt. Seufzend blickte ich in die überfüllten Reihen.

Das waren auch alles junge, unschuldige Leute, die auf die reißerischen Methoden von privatfinanzierten Medienhochschulen reingefallen waren und nun in diesem sächsischen Dorf ihr Dasein fristeten.

Wie viele wohl von denen auch »Global Business, Controlling, Finance and Management« studierten, weil es sich cool anhörte? Sicher hatten Dutzende von ihnen schon als Kind den *American Dream* geträumt. Nun blickten sie der schmerzlichen Realität ins Gesicht.

Vorne am Pult stand ein onkelhafter Mann in Hirschhornknopfweste und pustete lautstark in ein Mikrofon.

Aus den Lautsprechern hörte man Vibrieren, gespickt mit der Aerodynamik abgesonderter Speichelreste.

Aus Mangel an Alternativen ließ ich mich auf eine Treppenstufe fallen. Jens setzte sich neben mich.

Dachte er, das würde jetzt immer so laufen?

»Tja. Des kimmt davon!«, schnauzte es plötzlich hämisch bayerisch durch die Boxen. Als wäre Gott heute besonders zornig, donnerte ein Grollen durch den Saal. Was meinte der alte Chauvi, der hier offenbar Autorität hatte? Was kommt von was? Unsere missliche Lage? Weil wir wohl alle zu blöd gewesen waren, den Vertrag zu lesen? Oder meinte er Jens?

Alle Augen richteten sich auf mich. »Hamma uns zu lang fesch gmacht heit in der Frrrüh?« Hä? Meine Haare verbogen sich zu einer Stressfrisur. Sollte ich mich jetzt verteidigen? Ich schluckte. Lieber nicht. Der Dozent ließ von mir ab. Ein Glück.

Das Seminar begann. Was im Vorlesungsplan den hochtrabenden Titel »Global Economy« trug, stellte sich leider als

prahlerisches Nähkästchengeplauder des Oktoberfestveteranen heraus. Stolz erzählte Prof. Horst, wie sich der Honorar Dozent vorstellte, von Münchner Stammtischen und seinen »Spezln«, die scheinbar irgendwelche ultraerfolgreichen Unternehmer waren und schon mal mit Bill Gates abgehängt hatten. Er selbst rühmte sich damit, Vorsitzender eines großen Konzerns zu sein. »Angfanga hat alles in der Garage! Man muss nur haarrt genug drran bleim!«

Ich fixierte die Uhr. Wie sollte ich das die nächsten Stunden durchhalten? Wenn ich schon völlig verkatert in die Uni ging, wollte ich auch etwas Sinnvolles lernen, über Selbstreflexion in der Wirtschaftspsychologie, Konsumkritik, ökologische Dimensionen der Ökonomie, gendertheoretische Aspekte in der Erwerbsarbeit, den Beitrag der Care-Arbeit zum Erhalt der Leistungsgesellschaft oder zumindest eine praktische Methode zum schnellen Kopfrechnen. Unauffällig schielte ich auf mein Handy.

Nachricht von Miro. »Tibiakopffraktur. Ich werde morgen operiert. In den nächsten zwei Monaten darf ich das Bein nicht belasten.«

»Ach du Kacke!«, tippte ich sofort zurück. »Das ist alles meine Schuld! Ich komme heute direkt nach der Vorlesung vorbei, was soll ich dir mitbringen?«

»Engelchen, mach dir keinen Kopf. Wir waren besoffen und haben rumgeblödel. Das kann doch passieren!« Woher hatte Miro nur diesen seltsamen Kosenamen? Ich identifizierte mich weder mit dem »Engel« noch mit dem »chen«. Aber jetzt konnte ich mich einfach nur glücklich schätzen, dass er nicht sauer war. Immerhin hatte ich ihm das Bein gebrochen! Ausgerechnet jetzt, hier in der sächsischen Einöde!

»Vielleicht 'ne frische Unterhose? Schokolade? Einen Burger?

Mit Pommes? Ein Happy Meal mit Spielzeug?« Wo auch immer ich das herkriegten würde. »Was ist dein Lieblingskuchen? Sag, was du brauchst, ich mach's möglich.«

»Kann nichts essen«, schrieb Miro. »Aber ein unangekottetes T-Shirt wäre nicht schlecht.«

Nachdem wir alle unfreiwillig gelernt hatten, wie viele Oldtimer, Kitzbüheler Villen und knackige, jüngere Geliebte der Wirtschaftsprof besaß, ließ ich die anderen – insbesondere Jens – stehen und lief zum Supermarkt.

Die vielfarbig kurzhaarige Kassiererin lugte mich düster durch ihre Brillengläser an, als sie meinen Einkauf begutachtete: ein Kakaotrunk mit Hasenohren, Schokolade mit einem Fußballnationalspieler drauf und ein Magazin mit nackten Frauen, die gemachte Brüste hatten.

Ich war mir sicher, genau Miro's Geschmack getroffen zu haben.

Der arme Kerl lag in diesem grauklotzigen Kleinstadt-Krankenhaus. Bezeichnenderweise in Elend. Als ich im langen Gang über Linoleum schritt, roch ich etwas, von dem ich dachte, es sei Kuttelflecksuppe, und musste an Jens denken. War das jetzt Romantik?

Zimmer Nummer vier. Ich klopfte.

»Engelchen!« Miro grinste mich tapfer an. Sein Gesicht war von Schlaflosigkeit und Schmerzen gezeichnet. Im Bett neben ihm lag ein älterer Herr im Feinripphemd mit einer Armschlaufe.

»Guten Tag! Entschuldigen Sie die Störung«, grüßte ich höflich.

Der grimmige Alte beachtete mich nicht.

Mit einer Arschbacke hockte ich mich auf das Patientenbett zu Miro. »Oh Mann, wie geht's dir?«

»Beschissen. Ich dachte, die geben mir wenigstens Drogen und ich kann einfach chillen. Aber Bullshit. Alter, die meinen, ich hab noch zu viel Restalkohol!« Mit einem manisch anmutenden Lachen hob Miro seinen Arm, in dem eine Nadel steckte. »Nur so 'ne beschissene Kochsalzlösung geben die Penner mir!«

Der kauzige Krankenhausopa guckte misstrauisch zu uns rüber. Seine an einer Hand abzählbaren Haarsträhnen waren mit-leiderregend über seine Platte gekämmt.

Seine Anwesenheit schien Miro in puncto Kraftausdrücke nicht weiter zu stören. »Ich hätte ja richtig Bock aus diesem scheiß Haus mal rauszukommen und eine zu schmökern. Aber ich kann mich überhaupt nicht bewegen. So 'ne verfickte Scheiße!«

Der Zimmergenosse guckte mittlerweile so dermaßen finster, dass ich mich dagegen entschied, mich für irgendetwas zu entschuldigen.

Plötzlich hallte es vom Gang: »Böönsalaad! Böönsalaad! Mid-dagszeit!«

Rasselnd rollte ein Essenswagen ins Zimmer. Der freche Kurzhaarschnitt der Krankenpflegerin war asymmetrisch und mit pinken und lila Strähnen gespickt. Offenbar gingen hier alle zum selben Friseursalon.

»Böönsalaaad«, blökte sie auffordernd in den Raum.

Wir starrten sie entsetzt an. Bitte was wollte sie von uns? Stille.

»Böönsalaad. Wollnse jetzt oder nüsch?!«

Der Alte mit der Armschlaufe meldete sich zu Wort: »Ja. Üsch.«

Daraufhin patschte ihm die Lilalaune-Schwester mit grober Routine eine Masse aus Hülsenfrüchten vor die Nase.

»Ledzde Schonxe! Böönsalaad?« Mit genervter Miene forderte sie Miro zur Entscheidung auf.

»Sieht sehr lecker aus«, improvisierte er betont wohlherzogen. »Aber ich habe keinen Hunger. Danke, Fräulein.«

»Frau Rönegga immer noch für Sie, der Herr Patient. Früher wurden wa wenigstens noch respegdiert!«

Das Bohnen-Mobil verschwand mit einem bedrohlichen Grummeln. Währenddessen zog Miro an seinem Versorgungsschlauch, als würde ihm die Kochsalzlösung aus den Fesseln seines Daseins helfen.

»Wie soll ich das denn hier überleben?«

»Na ja ... also, sie hat schon recht. Immerhin hat sie dich ja auch nicht Männlein genannt.« Dass sein aktueller Zustand eine Assoziation mit Fragilität nicht ausschloss, verkniff ich mir.

Aufmunternd zwinkerte ich Miro zu, der mehr als irritiert wirkte. »Guck Dokus, lies Buchanalysen und informier dich über fragwürdige Geschlechterrollen! Da lernst du mehr als in der Vorlesung!«

»Haha! Der war gut!« Miro grinste wie eine dieser Gestalten, die im Görlitzer Park nach Elfen suchen. »Weil's hier natürlich WLAN gibt.«

»Andere Leute bezahlen viel Geld für eine Auszeit von Smartphone und Computer!« Mein schweifender Blick blieb an dem Mindestmaß an Dekoration hängen, das Krankenhäuser wohl juristisch erfüllen müssen, um nicht auch noch für neu auftauchende Zwangsneurosen ihrer Patienten zur Verantwortung gezogen zu werden. Ein eingestaubter billiger Abzug abstrakter Kunst klebte an der blassgrünen Wand. »Mach Schweigekloster, lern Meditieren oder Stricken. Endlich mal Gelegenheit, abstinenz zu leben! Wann hat man das schon?«

Aufgekratzt kramte ich in meinem Rucksack. »Außerdem hab ich dir was mitgebracht. Hier. Ein Kinderkakao und eine Kinderschokolade ...«

Miros Augen strahlten. »... Mit dem Kind mit Migrationshintergrund vorne drauf?! Dachte, so was wird in Sachsen sofort eingestampft!«

Ich legte eine Kunstpause ein, bevor ich den Playboy aus meiner Tasche zog.

»Und das Wichtigste, damit du dir hier die Zeit ein bisschen besser vertreiben kannst!«

»Nee!« In seinen Augen stand plötzlich ein gieriger Glanz, als hätte er endlich eine Elfe im Görli gefunden. »Du hast mir ein Tittenheft mitgebracht? Ich kann mir doch keinen schrubben vor dem alten Genossen da!«

Seelig blätterte er in dem Magazin, auf dem eine splitter-nackte Frau – pardon, sie trug High Heels – vor einem Düsenjet posierte. »Alles, was Männer lieben« stand auf einer Seite, auf der Uhren, Handys, Autos und nackte Brüste eine Reihe von erstrebenswerten Besitztümern darstellten. Unwirklich aussehende Bäuche, Taillen und Hintern zeigten realitätsferne Schönheitsideale. Ich war mir nicht sicher, ob ich diese Frauen ablehnen oder mir wünschen sollte, so auszusehen wie sie.

»Is das 'n Ausländer?«, mischte sich der Alte währenddessen unerwartet ein. Argwöhnisch fixierte er die Kinderschokolade. Wie ich feststellte, wirkte er mit der Armschleife vor seinem kugeligen Bauch permanent wie ein trotziges Kind.

»Das ist ein Kinderfoto von einem Nationalspieler!« Von welchem, wusste ich nicht. »Der is doch gar keen rüschtscha Deutscha!« Ich wollte etwas sagen. Aber ich wusste nicht, was. Der Alte schien jedoch ohnehin nicht an unserer Meinung interessiert.

Aufgebracht schimpfte er über die »Lügenbresse« und »die Gudmänschn«. Beim Wort »Willgömmस्कültührr« klang er selbst irgendwie türkisch. Ich musste kichern. Miro und ich wechselten belustigte Blicke. Durch belegte Bronchien röchelte der alte Wutbürger nach Luft.

»Wüssense, wir Sachsn wärn von den Medien immer so schlimm dargestelld. Ganz so schlimm sindwa nüsch. Nur midm reschden Auge zwingan wa schon 'n bisschen!«

Miro zuckte mit den Schultern. »Kein Stress, Diggi. Ich kenn das. In meinem Heimatdorf wählen alle CSU.«

3.

In den nächsten Tagen ging ich immer nach der Vorlesung zu Miro ins Krankenhaus und brachte Kakao und demonstrativ Kinderschokolade mit Migrationshintergrund mit. Der Armschlaufen-Opa redete nicht mehr mit uns. Miro war das ohnehin egal. Inzwischen konnte er mit Krücken durch den Gang humpeln. Ach je. Ich hatte ihm das ganze Elend ans Bein gehängt. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Raucherecke bestand aus einer ungemütlichen Metallbank im postsozialistischen Industriestil und ihrem Blick auf eine Wand. Es war kalt. »Erzähl! Wie läuft's mit deinem Zimmernachbarn?«, versuchte ich die Stimmung zu heben.

Nachdem er sich umständlich auf das nasse Gitter hatte plumpsen lassen, setzte Miro einen entspannten Blick auf. »Ach, der alte Genosse und ich? Wir sind dicke Bros. Haben sogar schon ein Handtuch geteilt!«

»Wäh! Wie das denn?!«

»Zwei Schwestern kamen heute so an und ham mich angebrüllt: ›Sö! Waschen!« Miro's Kopf schüttelte sich vor Panik. »Und ich meinte nur so: ›Neee, das mach ich selbst, Diggal!« Dann bin ich so ins Bad getigert und hab versucht zu duschen und hab sicher 'ne Stunde gebraucht, weil ich keine Scheißbalance halten kann. Ja, und dann waren da zwei Handtücher,

und ich dachte noch so ›Was ’n Service hier in Elend‹ und komm so raus und sag dem Kollegen so: ›Was ’n Service hier, Digga, die geben uns sogar Handtücher‹, und er meinte nur so: ›Nee, die hat meine Frau dahin gehängt. Das sind meine.«

»liiiiiih«, entfuhr es mir eine Spur zu schrill. Bei so vielen unerwünschten Informationen blieb mir kein Raum für Gegenargumente. Ach, Miro.

»Save, Digga«, bemerkte er. »Ich hab mir damit so richtig zwischen den Klöten gerieben. Save fünf Tage lang davor nicht geduscht!« Begeistert schlürfte er den Kakao, auf dem ein eiliger Hase mit langen Ohren wie auf Koks grinste.

»Ist denn heute sonst ... nichts passiert?«

»Nur frustrierendes Zeug. Ich wollte mit dem Schmuddelheftchen, was du mir mitgebracht hast, ins Bad und mir einen schrubben. Und bin dabei umgefallen. Das war echt kacke, Mann! Aber dafür hatte die Physiotherapeutin dicke Titten. Danach ging’s.«

»Ist doch schon mal was!« Innerlich nahm ich mir vor, mich mal damit auseinanderzusetzen, ob ich mir nicht mal Leute suchen sollte, die ich weder privat noch politisch fragwürdig fand. Oder war es einfach nur meine negative Einstellung, an der ich arbeiten musste? Ich mochte Miro. Wirklich.

»Und sonst so?«

»Zum Mittagessen gab’s heute Wurstsalat. Und ich hatte eine Untersuchung. Der Arzt meinte, die haben mir eine Eisenplatte ins Knie eingesetzt. Die kommt dann in einem Jahr wieder raus. Zum Glück nicht das Kreuzband.«

»Ach du Scheiße! Heißt das, du musst in einem Jahr ... zurück nach Elend?«

»Engelchen, mach dir keinen Kopf.« Miro lächelte tapfer. »An

die Aktion werden wir uns immer erinnern. Und wenn alles gut läuft, kann ich in acht Monaten wieder wie ein schwules Fohlen durch die Welt galoppieren.« Ich schluckte frustriert.

In mir wuchs das Bedürfnis, mich von meiner Schuld an Miro misslicher Lage irgendwie reinzuwaschen. Am liebsten hätte ich ihm Schmerzensgeld bezahlt. Aber ich konnte ihm wirklich nichts anbieten, das ihn interessierte. Außer ... Freia!

Überrascht stieß Miro eine Krücke um. »Deine Schwester?«

Pragmatisch verzog ich die Lippen zu einer Schnute. »Klar. Ich hab dir das Bein gebrochen, dafür hast du entweder auch einmal Beinbrechen bei mir gut oder ... du kriegst meine Schwester!«

»Geiler Deal, Alter!« Begeistert kratzte er sich am Sack und aschte auf den Asphalt. »Ist das schon mit ihr geklärt?«

»Sippenhaft. Funktioniert schon seit dem Mittelalter. Mindestens.« Ich war mir sicher, dass er den Scherz verstand. »Sie ist übrigens gerade in Athen.«

»Im Urlaub?«

»Nee ...« Ich grunzte. »Freia macht nie Urlaub.«

Meine Schwester war die korrekteste linksgrün-versiffte Weltverbessererin der Welt. Als Veganerin lebte sie plastikfrei und kettete sich in ihrer Freizeit an Kohlebagger. Außerdem studierte sie von Anthropologie und Philosophie über Verfassungsschutz und European Studies so ziemlich alles, was klug klang und niemand verstand. Dabei war sie ungeschminkt und stets mühelos hübsch, hatte volles Haar, tausend Menschen, die sie liebten, und komischerweise immer noch Zeit, ständig geile neue Klamotten in irgendwelchen coolen Vintageläden zu kaufen.

»Was dann?« Miro zog sich den Reißverschluss seiner viel zu

dünnen Trainingsjacke unters Kinn und schenkte mir einen verwirrten Blick.

»Ach so, dies und das. Reisen. Projekte. Politik. Instagram.«

Ich musste grunzen, weil ich mir vorstellte, wie Miro unsere Eltern ganz wohlerzogen fragen würde, ob er sie duzen, siezen oder diggern darf. Ob er sich mit Freia auf Demos mit Bullen kloppen würde? Nun hatte er ja dazu passend eine Eisenplatte im Bein.

Gelangweilt kratzte Miro mit der Krücke auf dem Parkplatzboden rum. »Und bei dir? Was ist mit ... wie hieß der Dude noch gleich ... Hans?«

»Oh, Jens«, gluckste ich amüsiert. »Der hat mir letzte Nacht schon wieder total besoffen seine Liebe gestanden.« Leidend verdrehte ich die Augen, als wäre es eine unerträgliche Last, dass mich jemand mochte. Irgendwie kannte ich das von den amerikanischen Highschoolfilmen. Wann wohl endlich der gut aussehende Quarterback um die Ecke kam? Ach Shit, fiel es mir ein. Der war ja der zunächst unscheinbaren und fragilen Aschenputtelschönheit vorbehalten.

»Alter, du vögelst safe noch mit dem!«, freute sich Miro. »Der ist bestimmt noch Jungfrau! Aber starker Dude, hat mir das Leben gerettet. Richte ihm mal liebe Grüße aus!«

»Alles klar. Also Letzteres.« Ich räusperte mich. »Kommst du bald wieder zu uns in die Dachkammer?«

Das röchelnde Geräusch des Strohhalms im Tetrapack hallte von der gegenüberliegenden Häuserwand wider. Der Kakao war leer. »Puuh ... Das ist maximal beschissen mit dem Bein da oben ...«

Stimmt. Ein Dachboden mit Dachschrägen und einer unpraktischen Sitzbadewanne war sicherlich nicht die beste Reha-Klinik.

»Hmm ...« Grübelnd betrachtete ich Miro's Terminatorextremität. »Keine Sorge, wir biegen das schon wieder gerade.«

Nachdem ich den Patienten zurück ins Bett gebracht, ihn dabei unbeabsichtigt wie eine rührige Mami zugedeckt und spürbar seine Männlichkeit angekratzt hatte, entschloss ich mich dazu, Herrn Zankzahn zu kontaktieren. Vielleicht gab es die Möglichkeit, Miro im Erdgeschoss zwischen Stockenten und Porzellanpuppen auf einem Ausziehsofa einzuquartieren?

Gleich als ich das Krankenhaus verlassen hatte, rief ich ihn an. Noch bevor ich mein Anliegen äußern konnte, schnauzte er im gewohnt freundlichen Ton.

»Isch höb jetz keene Zeit. Rufense misch morschen zwischen neune und elfe noch mal an.« Dann legte er auf.

Ähnlich erfreulich lief es auch in der Vorlesung mit dem bierbäuchigen Wirtschaftsprof. Es stellte sich heraus, dass wir als Abschlussprojekt des Seminars eine Gruppenarbeit abgeben mussten. Einen Businessplan. Woher wir wissen sollten, wie so was geht, war mir ein Rätsel.

Wir hatten doch alle nur zwei Semester irgendwas mit Management studiert, ein paar Controlling-Workshops besucht und zweimal im Leben eine Powerpoint gehalten. Miro war vermutlich der Einzige, der noch ein bisschen Ahnung von dem Kram hatte. Vor der Zeit an der International School of Business hatte er sich ein paar Semester mit BWL in Passau gequält.

Existenzgründung, Bilanzierung, Rentabilitätsplan und Monetarisierung. Mit den Begriffen, mit denen Prof. Horst auf Bayerisch um sich warf, konnte ich schlichtweg gar nichts anfangen, außer sie unsortiert und sinnfrei aufzuzählen. Selbst wenn ich all meine Energie bündelte, um dem aktuellen Block

über betriebliche Steuerlehre zu folgen, landete ich auf unerklärliche Weise immer wieder mit den Augen auf dem Bildschirm meines Smartphones. Wo das auch immer wieder einfach herkam. Schon gruselig. Wie ferngesteuert scrollte ich mich durch die geballten Informationen meines Instagram-Feeds.

Freia hatte ein Bild von uns gepostet. Es war bei ihrem letzten Berlinbesuch entstanden. Im Plastikfrei-Café in Neukölln, einem regelrechten Mekka für biovegane Ökohipster. Ganz umweltbewusst posierten wir beide mit einem Jutebeutel aus Hanf. Freias erste bezahlte Kooperation. Wow. Stolz fuhr ich mit den Fingern über den Post und klickte im Anschluss auf die Verlinkung zu meinem kümmerlichen Profil. Jetzt wussten mindestens 8000 Leute, dass ich existierte. Ob sie mich cool fanden? Hübsch? Interessant? Oder zumindest sympathisch? Kenny deuteteispernd auf meinen Bildschirm. »Weißt du, woher Freia so viele Follower hat? Ich hab erst 1300.«

»Keine Ahnung, wie sie das macht. Aber glaube nicht, dass die gekauft sind.« Währenddessen plopte eine Nachricht auf meinem Handy auf. »Hey, Schummeln ist nicht!« Ach, Jens. Er dachte wohl, ich spiele gerade meinen Zug in Quizduell. Als hätte ich nichts Besseres zu tun. Ein bisschen fühlte es sich an wie damals mit zwölf, als Beziehungen ausschließlich über elektronische Endgeräte ausgetragen wurden. Irgendwie aufregend.

In den Pausen versammelten wir uns in einem Kreis und rauchten. Man lästerte über die Uni, über den Prof und über den Studiklub. Danach verebbte das Gespräch.

Jens ergriff das Wort.

»Frieda. Erzähl doch mal. Wie geht's eigentlich Miro?«

»Mh, ja, eher schlecht. Ich hab ihm das Bein gebrochen. Aber er kriegt dafür meine Schwester. Das haben wir schon geklärt.«

Aus der schweigsamen Runde rauchender Studis kamen irritierte Blicke. Niemand lachte. »Hallo! Witz!«, wollte ich rufen.

»Also, wenn das so ist ...«, Jens schmiss seine Zigarette in einen Gullideckel und zwinkerte schelmisch, »muss ich mir wohl von deiner Schwester das Bein brechen lassen!«

Oh. Wow. Welch Mut zum Eingeständnis. Ganz ohne Alkoholeinfluss. Was sollte ich denn jetzt darauf antworten? Aus Mangel an Schlagfertigkeit zog ich an meiner Kippe.

Zum Glück wurde ich von hinten angetippt. Genau im richtigen Moment.

Es war ein Ziegenbart. Dömas aus dem Studentenklub.

»Friedaa!« Er gluckste erfreut. »Hasde heude Abend schon was vöa? Da isn Gönzeat in Chemnitz. Hase Lüsd?«

»Thomas!«, improvisierte ich schnell. »Ach, das ist ja nett. Aber ich kann leider nicht. Mein Mitbewohner wurde verletzt ...«

Ein verdutztes Augenpaar blickte mich durch randlose Brillengläser an.

Ich hielt kurz inne. Jetzt noch mal zu erklären, dass mein Körpergewicht Knochen brach, war vielleicht too much. Niemand schien meine Witze à la »Seht! Ich bin so eine Wuchtbrumme« lustig zu finden.

Vielleicht, weil mein gewöhnungsbedürftiger Humor reale Ängste offenbarte? Vielleicht war ich aber auch einfach die Einzige hier, die noch nicht gerafft hatte, dass Bodyshaming nicht lustig war.

Ich musste an »Schwer verliebt« mit Gwyneth Paltrow und Jack Black denken, außerdem an »Fat Amy« aus »Pitch Perfect«, an »Norbit« und ... Oh, ja. An Hugh Grant in »Tatsächlich ...

Liebe«, der sich in seine total schlanke und bildhübsche Sekretärin verliebt, die kein Gramm Fett am Körper hat, jedoch als »Mollige« bezeichnet wird, mit ihrem »gewaltigen Hinterteil« und den »riesigen Schenkeln«.

Um begehrenswert zu sein, war es wichtig, die »schöne«, also die schlanke Gwyneth Paltrow zu sein und nicht die im Fatsuit. Ansonsten war man »Fat Amy«. Eine Witzfigur.

Wahrscheinlich machte ich mich lieber selbst lächerlich, bevor es andere taten.

Oh Gott. Ich war eine einzige Überforderung für alle Anwesenden. Allen voran für mich selbst.

Zum Glück bewegten sich die Rauchenden im Kollektiv Richtung Hörsaal, und ich ließ mich einfach wehrlos mit dem Strom mitreiben, bis ich aus Dömas Hör- und Sichtweite war. An der Eingangstür staute es sich. Jemand fragte: »Wer ist der Kerl? Und warum hat der so 'nen bescheuerten Bart?«

Jens hob den Zeigefinger. »Das ist Thomas. Er hat, sagen wir mal, eine recht starke Affinität zu Frieda.«

»Affinität zu Frieda? Hört sich nach dir an, Jens!«

Alle lachten. Auch ich. Vermutlich, weil es nicht zu tun noch viel unangenehmer gewesen wäre.

Währenddessen suchte Jens Blickkontakt zu mir. Bedeutungswanger legte er den Arm um meine Taille.

Dann saßen wir zum Glück recht schnell wieder in unseren Bankreihen im riesigen Hörsaal. Puh. Nervös versuchte ich die Geschehnisse zu verarbeiten.

Also, Jens stand wohl auf mich. War das jetzt offiziell? Immerhin hatte er es öffentlich verkündigt. Und zu wundern schien es auch niemanden. Waren wir schon als Paar bekannt? Moment, dachte ich. War ich willenlos, ja regelrecht alternativlos und ohne

mein Zutun mit Jens zusammen? Hatte er sich mich ausgesucht wie im Tanzkurs bei Herrenwahl? Nach dem Motto: »Will die noch jemand? Sonst gebe ich mich damit zufrieden.«

Ich überlegte. Auf unerklärliche Weise fühlte ich mich geschmeichelt. Natürlich wollte ich absolut nichts von Jens. Zumindest solange er keine Anstalten machte, sich cooler zu kleiden, eloquent, kritisch und alternativ zu sein und mindestens acht Jahre älter zu werden. Und nicht zu grabbeln. Aber ehrlich, ich konnte mich wirklich daran gewöhnen, zwei Verehrer zu haben.

Auch wenn sie nicht Ryan Gosling und John Legend waren. Es war schon toll, ÜBERHAUPT mal jemanden den eigenen Verehrer nennen zu können. Jetzt mal im Ernst. Woher sollte ich denn auch sonst meinen Selbstwert nehmen, wenn nicht von männlicher Bestätigung? Von meinem überbewerteten Studium, das mich auf einen laubigen Hügel namens Amerika und einen noch viel höheren Berg von Schulden gebracht hatte, wohl kaum. Meine Eltern verstanden nicht, was ich da tat, und meine Schwester fand Sachsen peinlich. Außer Leipzig natürlich, das war sehr cool, aber zunehmend teuer. Nicht an Geld denken. Lieber an unerfüllte Liebe.

Ganz ehrlich: Ich hatte ein tiefes Trauma, nicht Gwyneth, sondern Amy zu sein. Nicht nur, weil Freia und ich mal von einem Typen, den ich süß gefunden hatte, als Asterix und Obelix bezeichnet worden waren und dabei sehr deutlich wurde, wer von uns wen verkörpern sollte. Ich hatte außerdem recht frische, schmerzhaft reale Erfahrung darin, einen Korb zu kriegen.

Ein knappes Jahr lang hatte ich in einer naiven Utopie festgesteckt, in der mein Mitbewohner in Berlin, Igel, etwas für mich empfand. Spoiler: Tat er nicht.

Das letzte Mal hatten Igel und ich uns gesehen, nachdem er mir beim Umzug geholfen und ich seine Hilfsbereitschaft als Flirten fehlinterpretiert hatte. Kenny neben mir schrieb gerade mit ihm. Ob ich liebe Grüße ausrichten sollte?

»Alles okay bei uns in der Bude?«, flüsterte ich ihm zu.

»Ja, ich denke ...«

»Ruhe in den Reihen!« Schnauzbärtig forderte Prof. Horst die Anerkennung seiner Autorität ein. Es ging um die Erfolgsstrategie von Nestlé, Tönnies, Bayer und H&M. Kein Wort darüber, dass Arbeitskräfte ausgebeutet, Menschen ihrer Lebensgrundlage beraubt, gesundheitliche und ökologische Schäden in Kauf genommen wurden oder wie man einen Businessplan schreibt.

Irgendwie hätte ich Lust gehabt, etwas aus diesem Projekt zu machen. Eigentlich war das doch eine super Chance, etwas auf die Beine zu stellen! Freia hätte bestimmt tausend Ideen, wie man den Prof mit seinen eigenen Methoden schlagen konnte. Das System von innen heraus ein wenig ins Bauchfell treten! Ja! Wie ein mutierter Fötus! Jens wäre bestimmt sofort dabei, unseren goldenen Käfig zu demolieren und ins eigene teuer erkaufte Nest zu scheißen.

Also. Wie war das noch mal? Du sollst Vater, Mutter, Gott und die Wirtschaft ehren? Innerlich bestieg ich mutig meinen Stuhl und rief antikapitalistische Parolen. In der Realität landete ich bei Tinder. Das hypnotische Swipen hatte eine betäubende Wirkung. Das Angebot reichte von Man-Bun-Hippies mit spirituell anmutenden Steinchen auf der Stirn mit eigener Yogaschule über androgyne Rollkragenmodels, die gerade aus Johannesburg angereist und für die Fashionweek gebucht worden waren. Wow! Alle hatten ein Start-up, machten elektronische Musik, trugen ausgefallene Kopfbedeckungen, gingen surfen und streichelten

mit Zahnpastawerbung-Grinsen ein Raubkatzen-Baby – bis sich meine Ortungsdienste auf Amerika umstellten. »René, 44« und »Dieter, 48« waren nicht mein Fall. Bei »Rüdiger, 62« stockte mein Atem. War das etwa Herr Zankzahn?! Erschrocken legte ich das Handy weg.

4.

Es war der dritte Abend im Amerika. Aufgekratzt huschte Kenny die Treppen hoch. In seiner Hand eine mit allerlei Gemüse prall gefüllte Einkaufstüte von Penny.

»Ich mache ein dreiwöchiges Detox-Programm!« Geschäftig mixte er sich etwas, das grün und schleimig aussah. »Um zu entschlacken! Körper entgiften und so.«

Oh nein. Das letzte Mal, als er wochenlang grüne Smoothies zu sich genommen hatte, war, nachdem er mehrere Kilo Koks im Görlitzer Park vergraben hatte und den Standort nicht mehr fand. Etwas Furchtbares musste passiert sein.

»Um ein Haar hätte ich den Job gekriegt. Um ein fucking Haar.«

»Welchen Job?« Kenny war doch seit eh und je der Cerberus eines Fetischklubs. Mit zwei schwarz gekleideten Bulldoggen-Typen im Rücken entschied er mit einem kaum merkbaren Kräuseln seiner Lippen, wer cool genug war und wer nicht.

»Ich war doch beim Casting!« Vorwurfsvoll ließ er die Lippen flattern. »Du weißt schon, diese Serie.« Jetzt erinnerte ich mich. Kenny war beim Arbeiten, also in der Klubschlange, von einem Fernsehproduzenten angesprochen worden. Ob er nicht mal in dieser Endlos-Reality-Serie mitspielen wolle. »Berlin 24/7«. Früher lief die Trashsendung vor allem auf RTL Zwei. Heute war

